

So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht ...

Wolf Lepenies im Gespräch mit Sina Farzjin

Sina Farzjin: Die Wendung von der Soziologie als empirisch verankerter Wirklichkeitswissenschaft kennt wohl jede Soziologiestudentin und jeder Soziologiestudent. In einem Text von 1999 schreiben Sie von Ihrer Hoffnung, die Soziologie könnte auch eine empirisch verankerte Möglichkeitswissenschaft sein.¹ Was heißt das?

Wolf Lepenies: Das heißt: Finden wir uns doch nicht einfach ab mit dem, was ist, sondern fragen wir uns, könnte es nicht ganz anders sein? Robert Musil hat davon im »Mann ohne Eigenschaften« gesprochen und Albert O. Hirschman hat im sogenannten »Possibilismus« daraus eine Leitidee der eigenen Forschung entwickelt. Mich hat immer beeindruckt, dass Hirschman bewusst gegen den Strich dachte und sich mit vorgefertigten Rezepten und vorgeschriebenen Ideen nicht abfand. Clemens Heller, der lange die *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris geleitet hat, war für mich auch ein Möglichkeitsmensch.

SF: Ihr Text liegt fast zwei Jahrzehnte zurück. Würden Sie sagen, die Soziologie ist seitdem etwas mehr Möglichkeitswissenschaft geworden?

WL: Ich kann nur sagen, dass ich immer wieder Kollegen getroffen habe und noch treffe, die in diese Richtung denken. Ich denke beispielsweise an Ulrich Beck, ohne zu wissen, ob er diese Einschätzung geteilt hätte. Hirschmans Haltung täte der Disziplin gut. Er hat ja immer sehr energisch vertreten, dass die Sozialwissenschaften auch Moralwissenschaften sind – das heißt, sich mit den »mores« der Menschen beschäftigen – und dabei ohne

¹ Wolf Lepenies, Sozialwissenschaften und sozialer Wandel: ein Erfahrungsbericht. Oldenburger Universitätsreden 105, Bibliothek- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 1999. (*Diese und alle weiteren Anmerkungen wurden von der Redaktion ergänzt.*)

ethische und moralische Überlegungen nicht auskommen. Möglichkeitswissenschaft und *moral science* hängen zusammen.

SF: Wenn man Sie als einen Möglichkeitswissenschaftler liest, fällt auf, dass Sie neben wissenschaftlichen Quellen wie Hirschman auch immer sehr stark aus der Literatur geschöpft haben. Was ist das für ein Verhältnis?

WL: Ich habe mich schon immer für Literatur interessiert, und warum soll ich, was ich mag und mir gefällt, nicht auch professionell nutzen? Ich habe in den »Drei Kulturen«² versucht, systematisch zu begründen, dass die Literatur unter bestimmten Umständen durchaus den Anspruch haben kann, auch Soziologie, eventuell sogar eine bessere Soziologie zu sein. Das beste Beispiel für mich ist immer noch Frankreich im 19. Jahrhundert. Wenn ich mich über die Gesellschaft dieser Epoche informieren will, komme ich mit Honoré de Balzac und Gustave Flaubert am weitesten. Balzac hat ja selber gesagt, dass er in der »Comédie Humaine« Soziologie betreiben wollte.

Auf der Ebene der Möglichkeitswissenschaft könnte die Antwort auf Ihre Frage lauten: Schauen wir uns doch an, ob in bestimmten Kontexten nicht die Literatur die bessere oder mindestens so gut wie die etablierte Soziologie ist. Das zu fragen hat mir immer Spaß gemacht hat und macht es bis heute.

SF: Ist diese Nähe zwischen Literatur und Soziologie in Frankreich bis heute stärker ausgeprägt? Wenn man liest, wie Bourdieu über Flaubert schreibt, oder die Aufmerksamkeit sieht, die Bücher zwischen Literatur und Soziologie dort bekommen, wie zum Beispiel Didier Eribon: »Rückkehr nach Reims« oder Édouard de Louis: »Das Ende von Eddy«, dann kann man diesen Eindruck gewinnen.

WL: Ich bin nicht sicher, ob jeder Soziologe das unterschreiben oder sich dabei wohlfühlen würde. Es gibt ja auch Gegenbewegungen gegen die Literarizität der Soziologie. Aber in der Regel ist natürlich in Frankreich die Prämie auf Literaturkenntnis, auf Literaturliebe höher als bei uns. Ein aktuelles Beispiel ist Emmanuel Macron, der seine Jugendzeit in den autobiographischen Abschnitten seines Buches »Revolution«³ als eine Art literarischen Bildungsroman erzählt. Das ist anderswo doch kaum vorstellbar: Je-

2 Wolf Lepenies, Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch, 1988.

3 Emmanuel Macron, Revolution. Wir kämpfen für Frankreich. Kehl am Rhein: Morstadt Verlag, 2017.

mand, der ein ausgesprochener Machtpolitiker ist und zugleich seine Prägung durch Literatur nicht verleugnet.

SF: In der Gesellschaft beobachten wir eine große Hinwendung zu literarischen Gesellschaftsdeutungen oder -beschreibungen, gerade wenn Angebote anderer Experten versagen oder in die Krise geraten. Ein Beispiel ist die plötzliche Nachfrage nach klassischen dystopischen Romanen nach der Wahl Donald Trumps. Mir scheint, die Soziologie interessiert sich wenig für andere Formen, Gesellschaft zu beobachten oder zu beschreiben, obwohl das sehr häufig diejenigen sind, die ein viel größeres Publikum erreichen.

WL: Man muss unter Karriere Gesichtspunkten aufpassen mit dem, was man mag und wovon man sagt, dass man es mag. Ich mache jetzt einen autobiographischen Schlenker und übertreibe ein bisschen, aber mit meiner Dissertation »Melancholie und Gesellschaft«⁴ habe ich mich fast aus der Soziologie herausgeschrieben. Die Soziologenzunft fand das Buch irgendwie unpassend. Ich hatte aber das Glück, mit Dieter Claessens und Helmut Schelsky zwei Doktorväter zu haben, die meine ursprüngliche Idee, ein Buch über La Rochefoucauld zu schreiben, gut hießen und auch akzeptierten, dass daraus ein Buch über Melancholie und Gesellschaft wurde. Das Buch hat mir nicht geholfen, schnell in der Soziologie Karriere zu machen – aber kaum war es erschienen, luden mich die Germanisten ein, darüber einen Vortrag auf dem Germanistentag zu halten. Auch das fanden manche Soziologen eher seltsam.

Aber dann passierte etwas Wunderbares: Ich bekam einen Brief von Robert K. Merton. Seine Idee aus »Social Theory and Social Structure«, *retreatism*, also den Rückzug aus der Gesellschaft, als abweichendes Verhalten zu verstehen, habe ich am Anfang von »Melancholie und Gesellschaft« hochnäsiger kritisiert – wie es sich für einen Promovenden gehört. Und dann schrieb mir Merton, das hätte ihm nicht so gefallen, aber mein Buch fände er sehr beeindruckend. Er schickte mir dann noch die Kopie seines Briefwechsels mit Siegfried Kracauer, mit dem er über Melancholie diskutierte. Da dachte ich mir: Was immer meine unmittelbaren Zunftgenossen sagen, wenn jemand wie Robert Merton mir so einen Brief schreibt, dann kann meine Arbeit nicht ganz falsch sein. Der große Soziologe war für mich nie Parsons, sondern immer Merton. Mertons Werke wie »On the Shoulders of Giants« oder »The Travels and Adventures of Serendipity« sind ja nicht

4 Wolf Lepenies, Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1969.

typisch für die Soziologie. Sie erinnern in ihrer mäandernden, mit dem Leser spielenden Struktur eher an einen Roman wie Lawrence Sternes »Tristram Shandy«. Merton war jemand, der ein Gefühl für die Literaturnähe von Soziologie hatte und der damit lustvoll spielte.

SF: Was war das damals für ein Kontext in Münster in den frühen 1960er Jahren, in dem eine soziologische Promotion wie »Melancholie und Gesellschaft« möglich war?

WL: Ich habe ja vorher in München studiert und mich dort weniger gut zurechtgefunden. Das städtische und das universitäre Milieu behagten mir nicht so sehr. Drei Personen waren aber doch wichtig für mich: M. Rainer Lepsius, Peter Glotz und Hans Kellerer. Lepsius war sehr eindrucksvoll, auch wegen seines rabiaten intellektuellen Auftretens.⁵ Bei Peter Glotz habe ich Publizistik studiert. Ich fand ihn als Person sehr beeindruckend und war mit ihm später lange befreundet. Immer wenn ich heute an die SPD denke, frage ich mich: Warum haben die keinen Peter Glotz mehr? Er war großartig, er fehlt heute der SPD. Hans Kellerer war *der* Statistiker in München. Ich war unglaublich stolz, dass ich bei ihm den Statistik-Schein mit »gut« gemacht habe, obwohl mir Statistik ganz fern lag.

Ich wurde in München aber nie richtig heimisch und ging dann nach Münster, wo ich mich sofort wohlfühlt und schnell eine Gruppe von Freunden gefunden habe. Münster damals war natürlich nicht das Münster von heute. Das war kleinstädtisches Milieu pur, aber ganz wunderbar fürs Arbeiten und für den Zusammenhalt unter dem Kommilitonen. Dort habe ich Dieter Claessens⁶ kennengelernt und bei Helmut Schelsky⁷ und dem Philosophen und großen Kant-Kenner Friedrich Kaulbach studiert.

SF: Was wurde da gelesen und diskutiert?

5 Vgl. Ulrich Oevermann, Prof. Dr. Dr. h.c. M. Rainer Lepsius. Ein Nachruf. SOZIOLOGIE, 44. Jg., 2015, Heft 1, 7–21.

6 Claessens war von 1962 bis 1966 Professor an der Universität Münster, bevor er an die Freie Universität Berlin wechselte.

7 Schelsky erhielt 1960 einen Ruf an die Universität Münster und war von 1960 bis 1970 wissenschaftlicher Direktor der *Sozialforschungsstelle an der Universität Münster* in Dortmund.

WL: Das war im Wesentlichen philosophische Anthropologie – sehr viel Max Scheler, Helmuth Plessner, Arnold Gehlen. Ich habe meinen ersten Aufsatz über Gehlen geschrieben. Das war eine Seminararbeit, die Claessens sehr gut fand und die dann in der »Sozialen Welt« publiziert wurde. Von Schelsky erinnere ich, dass er streng und autoritär war, auch im Seminar. Das war nicht immer angenehm, aber intellektuell unglaublich sprühend. Da gab es keine einzige langweilige Minute.

Ich habe die 1968er Zeit in Münster noch gerade so miterlebt. Da wurde ein republikanischer Club gegründet, so ähnlich wie der in Berlin, und es gab konservative Assistenten, die auf einmal voll auf die Revolution umschwenkten. Das war schon sehr, sehr komisch. Ich hab die Studentenschaft als sehr sozial engagiert wahrgenommen, auch weil sie dieses widerständige Milieu in Münster hatte. Der Katholizismus – und zwar in unterschieden konservativer Richtung – war in Münster doch sehr stark, und dagegen gab es Auflehnung. Die entwickelte sich auch gegen Schelsky, der sich ärgerte, dass einige seiner Assistenten in Gleise kamen, die ihm nicht so gefielen. Seinem Frust über die 68er hat er dann in »Die Arbeit tun die anderen«, einem seiner wütendsten Bücher, freien Lauf gelassen.⁸ Er wurde ja am Ende sehr verbittert. Ich werde nie vergessen, dass Schelsky immer zugab, was er eigentlich möchte, wäre eine Uni ohne Studenten.

Dann spielte natürlich auch Norbert Elias, den Dieter Claessens entdeckte, eine große Rolle für mich. Mein Exemplar von »Der Prozess der Zivilisation« stammt noch aus der Erstauflage. Das Buch haben wir in Münster bereits gelesen, bevor Suhrkamp eine Neuauflage herausbrachte. Ich habe »Was ist Soziologie?« von Elias redaktionell bearbeitet, eine unglaubliche Mühe. Elias sollte 200 Seiten schreiben und ich bekam ein Manuskript mit 700 Seiten. Ich habe dann entsprechend gekürzt und Elias war fuchsteufelwild: Ich sei ein Nichtskönner, ich hätte alles falsch gemacht. Dann kam das Buch raus, und Elias schrieb mir einen Brief, das sei doch ganz gut geworden.

SF: Und hüten Sie die 500 gekürzten Seiten jetzt noch in einem Ordner?

WL: Bei mir im Büro stehen die Ordner, aber die stehen so hoch, dass ich nicht mehr reinschaue.

⁸ Helmut Schelsky, Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Darmstadt: dtv, 1974.

SF: Es klingt ein bisschen so, als ob Sie schon damals zur Studentenbewegung eine eher distanzierte Haltung hatten. Dass Ihre Lehrer Abstand hielten, ist nachvollziehbar, aber die Studenten waren doch Ihre Generation.

WL: Nach dem Tode Benno Ohnesorgs sind meine Frau und ich mit hunderten von Studenten bei der Überführung des Sarges mitgegangen, bis zum Autobahnanschluss.⁹ Anfangs war meine Sympathie für die revoltierenden Studenten da, aber ich habe dann sehr schnell gemerkt, was das im Institut für Soziologie an der FU Berlin bedeutet hat. Ich bin in die Marx-Grundkurse gegangen, weil Marx zu lesen keine Strafe war. »Das Kapital« hatte ich gelesen und hatte es auch gern getan. Aber irgendwann sagte ich im Institutsrat: »Ich finde es langweilig, dass das Spiel Marx gegen Max Weber immer 4 : 0 ausgeht. Ich würde gern mal versuchen, ein anderes Resultat zu erzielen, mindestens ein Unentschieden, vielleicht auch einen Auswärtssieg für Weber.« Meine Spielansetzung wurde entschieden zurückgewiesen. Die Mitglieder des Institutsrates fanden es überhaupt nicht witzig, dass ich das so sagte. Ich habe dann ein Marx-Weber-Seminar gemacht. Da wurde aber ausdrücklich festgelegt, dass die Studenten dieses Seminar nicht besuchen *mussten*. Das gehöre nicht zum Curriculum, sei exotisch und irgendwie auch nicht ganz ernst zu nehmen. Ich fand nicht viele Mitstreiter. Es gab Kollegen, die privat immer sagten, sie seien meiner Meinung und man müsste einiges ändern. Und in der Sitzung im Institutsrat war das alles hinfällig. Meine Sympathie für die »Revolution« ließ etwas nach. Ich habe die 1968er Zeit mitgemacht, ohne dass ich mich gedreht hätte. Ich bin nicht auf die konservative Seite gewechselt. Ich habe die »68er Zeit« sowohl als Student, als auch als Assistent und Professor mitgemacht und natürlich blickte man je nach Position ein bisschen anders auf die Dinge. Dass es aber beispielsweise bei Prüfungen fast nur Einsen und gelegentlich Zweien gab, war unverantwortlich.¹⁰ Da ist eine ganze Generation auf falsche Art und Weise in die wirkliche Welt entlassen worden.

SF: Wie endete denn diese Orthodoxie am Institut für Soziologie? Man hat den Eindruck, dass die französische Theorie ein Ausweg war. Sie haben sehr früh anthropologische Schriften bei Hanser herausgegeben.

⁹ Die Trauerfeier für Benno Ohnesorg fand am 8. Juni 1967 im Henry-Ford-Bau der FU Berlin statt. Anschließend begleitete die Trauergemeinde den Sarg bis zum Grenzübergang Dreilinden, von wo aus der Leichnam nach Hannover überführt wurde.

¹⁰ Vgl. den Beitrag von Volker Müller-Benedict in diesem Heft, S. 429 ff.

WL: Ja, Henning Ritter und ich haben Michel Foucault, George Canguilhem, Claude Lévi-Strauss und Marcel Mauss herausgegeben – und ich habe diese Texte in meinen Seminaren benutzt. Es war ungeheuer mühsam, die Studenten dazu zu bekommen, mehr als nur das zu lesen, was im Seminarplan vorgeschrieben war.

Ich erinnere mich noch genau, dass ich im Seminar vor allem Texte von Foucault, aber auch von Lévi-Strauss behandelte. Und dann kam es zum Umschlag und von einem Tag auf den anderen wurde die Marx-Orthodoxie von der Foucault-Orthodoxie abgelöst. Ich erinnere mich an viele Studenten, die so davon fasziniert waren, dass sie nach Paris fuhren um am Ort der wahren Theorie zu sein. Die Studenten kamen dann mit der neuen Wahrheit wieder, und die war jetzt Foucault. Als Abwechslung fand ich das ganz schön, aber die Attitüde war dieselbe geblieben. Da kippte nur die Orthodoxie um. Die Orthodoxie verwandelte sich nicht in intellektuelle Liberalität.

SF: Brach dann diese Orthodoxie irgendwann auf oder blieb es bei dem Schulendenken?

WL: Das ist für mich schwer zu sagen. 1979 war ich das erste Jahr in Princeton und dieses Jahr hat bei mir alles verändert. Ich wurde dann 1984 wieder eingeladen und bekam das Angebot in Princeton am *Institute for Advanced Study* zu bleiben. Das habe ich abgelehnt. Dann wurde ich Rektor am Wissenschaftskolleg zu Berlin.¹¹ Da ich das Rektorat übernommen hatte, musste ich an der FU nur noch ein Seminar anbieten. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Lehrer gewesen bin. Ich hab eigentlich eher aus Pflicht denn aus Neigung gelehrt. In einem Seminar hatte ich einen Studenten, der ein glänzendes Referat hielt. Da habe ich ihn gefragt: »Wer sind Sie und was machen Sie?« Er erzählte mir von seinem Freundeskreis, ich habe diesen Freundeskreis eingeladen: Soziologen, Psychologen, Physiker, Kunsthistoriker, und wir haben einen Abend miteinander verbracht. Anschließend sagte ich: »Wollt Ihr mein Seminar sein?« Das lief dann über Jahre mit verschiedenen Teilnehmern unter den günstigen Bedingungen, die es am Kolleg gibt. Wir trafen uns bereits morgens, aßen gemeinsam zu Mittag und tauschten uns aus. Das ging manchmal bis zum Nachmittag oder Abend. Das war meine schönste Lehr-Erfahrung – wobei ich von Shalini Randeria, meiner langjährigen Assistentin, großartig unterstützt wurde. Wir diskutierten nicht nur Soziologie; jeder konnte, was das Thema anging, vortragen

11 Von 1986 bis 2001.

was er wollte. Die einzige Vorgabe war, in der Debatte um die Sache kompromisslos aber immer höflich zu sein. Wir haben uns in der Diskussion nichts geschenkt, aber immer auf Formen geachtet. Die Unhöflichkeit hatte mich an der FU immer gestört.

SF: Unter heutigen Bedingungen könnte man dieses Modell überhaupt nicht institutionalisieren.

WL: Das klingt jetzt so, als hätte ich da etwas ganz Tolles erfunden. Nein, ich habe von meiner Position am Wissenschaftskolleg profitiert und konnte die Möglichkeiten nutzen, die es bietet. Zu meinem Nutzen, aber auch zum Nutzen der Studenten. Ich bedauere alle Kollegen, die heute unter Bologna-Bedingungen ihre Arbeit machen müssen. Vielleicht geht es ja nicht anders. Ich habe zu einer Zeit studiert, wo es die ganz großen Studentenmassen noch nicht gab. Es gab Seminare mit 25 bis 30 Studenten und nach drei Wochen waren es doch nur 18. Unter den Bedingungen der Massenuniversität sind bestimmte Dinge eben nicht mehr möglich.

SF: Ich habe nochmal in die »Geschichte der Soziologie« geschaut, die vier Bände, die Sie 1981 herausgegeben haben ...

WL: Die Arbeit daran hat Spaß gemacht – zusammen mit Wolf-Hagen Krauth,¹² dem ich dafür sehr dankbar bin. Ich zögere auch nicht zu sagen, ich finde das immer noch eine ganz gute Publikation. So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht, aber ein halbwegs guter Soziologiehistoriker bin ich schon. Die Geschichte der Disziplin ist eine unglaublich spannende Sache.

SF: Auch in diesem Werk nehmen Sie die Institutionengeschichte stärker in den Blick, als es bis dahin üblich war, und widmen sich weniger der Klassiker- oder Problemgeschichte. Was verrät Ihnen dieser Blick auf die Institutionen und Kontexte der Disziplin?

WL: An diesem Punkt steckt am meisten genuine Soziologie. Man muss einen soziologischen Blick haben um zu erkennen, dass über das Schicksal

¹² Wolf Lepenies, Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Übersetzungen von Wolf-Hagen Krauth. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1981. Krauth ist Wissenschaftsdirektor an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

eines bestimmten intellektuellen Produkts im Endeffekt die Institutionalisierung entscheidet. Das habe ich auch immer den Studenten gesagt: »Ihr müsst darauf achten, wann und warum es eine institutionelle Prämie gibt.«

Nehmen Sie das Beispiel der Entstehung moderner empirischer Wissenschaft in den großen Akademien im 17. Jahrhundert. Das klassische Argument lautet: hier setzt sich die Wahrheit durch. Zu der Zeit konnte man aber auch in den Naturwissenschaften nicht erkennen, was die »Wahrheit« ist. Aber es gab eine soziale Prämie für empirische Forschung, weil die Mitglieder der Royal Society sagten: »Wir kümmern uns jetzt nicht um die politischen oder ethischen Folgen. Wir sparen die Politik aus.« Und die Politik hat diese Haltung mit der Gründung der Akademien prämiert. Die Deklaration der Entpolitisierung hat die Politik dazu bewogen, diese Art von Wissenschaft zu unterstützen. Damit beginnt der Siegeszug der modernen, empirischen Naturwissenschaften. Diese Erkenntnis vermittelt zu bekommen, war für mich ein soziologischer Weckruf. Ich habe viel von Wissenschaftshistorikern gelernt, die das sehr überzeugend vertreten haben, was dazu geführt hat, in der »Geschichte der Soziologie« die Institutionen so stark in den Vordergrund zu stellen.

SF: Für die Sozialwissenschaften gab es keinen analogen Prozess. Da gab es diese klare Verabschiedung des politischen Anspruchs nie.

WL: Nein, von den Sozialwissenschaften lässt sich das in dieser Form so deutlich nicht zeigen.

SF: Sie sind beides: wissenschaftlicher Beobachter oder vielleicht sogar Institutionensoziologe, und selbst Institutionenbauer. Wie korrespondiert das?

WL: Für mich war Princeton und mein Aufenthalt am *Institute for Advanced Study* die Wende. Bei Institutionen wie Princeton hat man von außen immer das Gefühl: Hier herrscht die große Freiheit, hier gibt es keinen Zwang. Das ist falsch. Der intellektuelle Druck, auch der Konkurrenzdruck an Orten wie dem *Institute for Advanced Study* ist unglaublich. Institutionen wie das Wissenschaftskolleg zeichnen sich dadurch aus, dass im Prinzip alle Fächer vertreten sind: Sozialwissenschaften, Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften. Das heißt aber: Dorthin können Sie Ihre Reputation nicht mitbringen. Als Soziologe gelten Sie bei den Biologen gar nichts, die wissen nichts von Ihnen und umgekehrt. Sie müssen sich also

im Verlauf des Jahres eine Reputation erarbeiten, was manchmal gar nicht so leicht ist. So ähnlich habe ich auch den Druck in Princeton gespürt.

Ich kam im September 1979 dort an und dachte: wie wunderbar! Dann kam der Januar und ich musste meinen Vortrag halten: im *Thursday Luncheon Seminar*. Das war ganz schwierig. Die Schwierigkeit lag darin, dass alle vorher in der Cafeteria ihr Mittagessen geholt und im Seminarraum ihre Teller vor sich hatten. Wenn Sie vortrugen und nach fünf Minuten das Besteck noch klapperte, konnten Sie aufhören, das wurde nichts mehr. Dort habe ich einen Vortrag über die Speicherung wissenschaftlicher Traditionen in der Literatur gehalten. Als dann hinterher Clifford Geertz und Albert O. Hirschman mir eine kleine Notiz schrieben, hat mich das unglaublich gefreut.

Wie gesagt, Princeton war für mich die Wende. Dadurch kam ich dann 1984 als Permanent Fellow ans Wissenschaftskolleg und wurde 1986 zum Rektor gewählt. Dann kam 1989. Da haben wir die Gelegenheit beim Schopf ergriffen und in Budapest, Bukarest, Sofia, St. Petersburg und anderswo Institutsgründungen mitbetrieben. Das war unter Institutionalisierungsgesichtspunkten eine ganz wunderbare Erfahrung. Wir haben mit Regierungen, Banken, Sponsoren, Industrieunternehmen zusammengearbeitet und die Herausforderung bestand darin, so viele Akteure zusammenzuhalten. 1989 konnte man das machen, in dieser Aufbruchsstimmung ging das. Heute würde das überhaupt nicht mehr funktionieren. Kern war der Gedanke, mit Ideen Institutionen zu bilden. Wir hatten im Team bestimmte Kriterien, nach denen wir vorgingen und die mir bis heute wichtig geblieben sind. Zum Beispiel war es wichtig, nicht als »Helfer« zu kommen. »Vor Ort« sagten wir immer: »Wir brauchen einander«.

Im Grunde genommen wurde ich am Wissenschaftskolleg zu einem richtigen Soziologen. Denn für dessen Leitung und Struktur musste man ein soziologisches Gespür haben. Da hat mir das Fach eigentlich am meisten geholfen. Ohne den soziologischen Blick oder ohne eine soziologische Haltung, auch ohne Möglichkeitssinn wäre vieles nicht gelungen.

In diesem Zusammenhang muss ich eine Tätigkeit erwähnen, die mich seit meinen Studententagen bis heute begleitet und eine Art soziologisches Dauerpraktikum darstellt: Es ist meine Arbeit als Journalist. Ich habe bei der Rhein-Zeitung in Koblenz volontiert, habe dann lange Zeit noch als Student in der FAZ geschrieben, wobei die Rezension soziologischer Neuerscheinungen eine wichtige Rolle spielte. Dann habe ich in der »Woche« geschrieben, daraufhin in der ZEIT und lange Jahre in der »Süddeutschen

Zeitung« und schließlich in der WELT, für die ich heute noch arbeite. Ich profitiere in allem, was ich als Journalist tue, von meiner soziologischen Ausbildung und meiner soziologischen Erfahrung. Wichtig war diese Erfahrung nicht zuletzt, weil sie mir schon früh jeden Fachjargon ausgetrieben hat.

SF: Wie würden Sie das vorhin erwähnte Institutionennetzwerk in der aktuellen Situation beschreiben? Gerade in Ungarn gibt es ja starken politischen Druck.

WL: Das ist sehr vorsichtig ausgedrückt. Die Idee zur Gründung des *Collegium Budapest* hatte ich nach einer Begegnung mit dem Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Ralf Dahrendorf nannte das *Collegium* später eine der wenigen wirklichen Erfolgsgeschichten nach der Wende von 1989. Vor ein paar Jahren hat der ungarische Staat, der Staat Viktor Orbáns, uns das *Collegium Budapest* gestohlen: Das schönste Gebäude in Buda, das alte Rathaus, ein Barockbau, hatten wir mit Hilfe der Volkswagenstiftung hergerichtet. Das *Collegium* ist geschrumpft und konnte nur überleben, weil die Wallenberg-Stiftung uns ein großartiges Gästehaus schenkte. Das konnte uns der Staat nicht wegnehmen, weil es zur Wallenberg-Stiftung gehörte; und die *Central European University* (CEU) hat das *Collegium Budapest* in einer kleineren Form als *Institute for Advanced Study* weitergeführt. Aber nun ist die CEU bedroht. Das ist ein unglaublicher Skandal. Die EU hat nun spät, aber immerhin, reagiert. Aber dieses Vertragsverletzungsverfahren wird vermutlich so lange laufen, bis die CEU ins Exil gegangen ist, auch wenn der Rektor, Michael Ignatieff, sicher versuchen wird, das mit allen Mitteln zu verhindern. Ich habe die folgende Paradoxie ein paar Mal in Zeitungsartikeln beschrieben: Wenn es in der EU in bestimmten Ländern Haushaltsdefizite gibt, dann gibt es riesige Anstrengungen und Skandale. Aber die Demokratiedefizite, vor allem im Südosten Europas, haben niemand so richtig interessiert. Jetzt sehen wir, was daraus folgt.

SF: Im Moment scheint es, dass die EU kein Rezept gegen Demokratiedefizite hat. Als ob sich niemand hat vorstellen können, dass regressive Entwicklungen möglich sind. Ist das der Euphorie der 1990er Jahre und der damaligen Umbruchszeit geschuldet, dass jetzt institutionell so wenige Sicherungsmechanismen zur Verfügung stehen?

WL: Wir haben 1989 von der allgemeinen Euphorie profitiert, aber wir haben sie nicht in die Zukunft projiziert. Wir wussten: Überleben werden In-

stitutionen wie das *Collegium Budapest* nur, wenn vor Ort die Regierungen oder auch die *civil society* sagen: Das ist unsere Sache. Diese Übertragung ist an keiner einzigen Stelle wirklich richtig gelungen, wobei ich das immer noch nicht richtig verstehe. Das *New Europe College* in Bukarest zum Beispiel ist ein Schatz. Das ist ein Pfund, mit dem man wuchern kann, und das sieht die rumänische Regierung bis heute nicht. Bis auf zwei Stipendien und einigen Steuererleichterungen gewährt sie keine Unterstützung. Stattdessen findet man immer noch »antiwestliche« Attitüden.

Am meisten aber entsetzt mich die Entwicklung in Ungarn. Vom »Diebstahl« des *Collegium Budapest* habe ich bereits gesprochen. Jetzt glaubt die Regierung Orbán, eine großartige Institution wie die CEU beseitigen zu können.

SF: Aber in Budapest gibt es sichtbaren Widerstand.

WL: 10.000 Menschen protestierten. Das ist für eine Uni nicht schlecht. Ja, es gibt auch große Solidarität aus anderen Institutionen. Aber das ist ein autoritäres Regime, das immer noch die Zweidrittel-Mehrheit im Parlament hat, und Orbán drückt die Schließung durch. Das Ganze ist auch – jedenfalls bis jetzt – ein Trauerspiel für die EU. Und im Gebäude, das einst das *Collegium Budapest* beherbergte, werden jetzt Banker geschult.